

Die Mutter der Nonne [Fortsetzung]

Autor(en): **Keller, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 25

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642989>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Egal!“ schrie sie, „soll sie doch ruhig wissen, wie ich Sie liebe, mir ist jetzt alles egal! Da Sie mich aber nicht engagieren wollen, mich kalt und sehr gefühllos von sich stoßen, so bleibt mir nichts mehr als der Tod!“ Mit diesen Worten zog sie blitzschnell aus der Tasche ein Fläschchen, das er ihr vergebens zu entreißen suchte. Sie setzte es an die Lippen und brach mit einem markerschütternden Aufschrei bewußtlos zusammen. „Ich sterbe, — und Sie — tragen die Schuld daran!“ Röchelnd hauchte sie am Boden ihre Seele aus. In wilder Verzweiflung lief der Direktor ans Telephon und rief bestürzt nach dem Theaterarzt. Als er das Zimmer wieder betrat, sah er Maria lachend auf dem Stuhle sitzen: „Ich wollte Ihnen nur beweisen, Herr Direktor, daß ich auch moderne Rollen spielen kann, ich liebe Sie genau so wenig, wie Sie mich!“ Ihm fiel ein Felsblock von der Brust und seine Fassung langsam wiedergewinnend, rief er freudestrahlend: „Mein Fräulein, Sie sind engagiert!“

Der Niesen.

Bergkönig, ragst du, edle Pyramide,
In schlichtem Stolz aus sammetgrünem Tale,
Das Haupt umspielt vom ersten Sonnenstrahle,
Der Schönheit Ebenmaß in jedem Gliede.

Auf deiner Stirne ruht des Himmels Friede.
Wild stöhnt der Föhn an deinem Felsenstahle.
Ein keuscher See preist dich, die Silberschale
An deinen Fuß geschmiegt, im Wellenliebe.

Wenn Sommerlüfte deine Stirn umkosen,
Dann rasten ob dir Silberwölklein gerne.
Du schmückst die starre Brust mit Alpenrosen.

Du lockst die Heimwehkranken aus der Ferne,
Und wenn des Tags Geräusche sacht vertosen,
Blickst du auf uns herab mit hellem Sterne.

Fr. Hoffmann.



Der Niesen von Mühlenen aus mit der elektrischen Drahtseilbahn.

Die Mutter der Nonne.

Dem Leben nacherzählt von H. Keller.

(Fortsetzung.)

Er gab mir keine Antwort. Doch erschütterte jetzt ein lautloses Weinen seinen ganzen Körper. Dann stund er auf, langsam und schwer wie ein alter, totkranker Mann und wandte zur Türe. Ich ging ihm nach, nahm seinen Kopf zwischen meine beiden Hände, den er mir willenlos überließ, und gab ihm den Mutterkuß auf seine eiskalte Stirne. Wieder durchzitterte ein innerliches haltloses Schluchzen seine Gestalt, dann verließ er mein Haus, der Sohn meines Mannes und Bruder meines Kindes, dieser schöne junge Mann, um nie wiederzukehren. Am nächsten morgen fand man ihn erschossen in seinem Zimmer in Padua auf. Am gleichen Morgen, bevor das Telegramm mit der Todesnachricht eintraf, erhielt Giuliana einen Blumenkorb mit zwanzig wunderbar reinen, weißen Rosen; sie lagen drin wie Totenblumen. Dabei ein Kärtlein von Aldos Hand: „Leb wohl, mein liebes Schwesterlein.“

Nun kam das Schwerste: ich mußte Giuliana die Wahrheit sagen. Ich meinte, mein Kind überlebe diesen Tag nicht. Alles Leben wich aus ihr. Doch auch über ihre Lippen kam kein Wort des Vorwurfs, aber ich fühlte, daß ihre Kindesliebe einen großen Riß erlitten hatte. Das war das Härteste für mich.

Ich glaube, daß nur ihr starker, tiefer Glaube es war, der sie abhielt, auch aus dem Leben zu gehen. Sie nahm sich das Leben nicht, doch nahm sie es von mir weg: sie ging ins Kloster. Ich bat und bettelte und flehte, doch sie blieb fest.

„Ich habe nichts mehr zu tun in der Welt. Dort in der Klosterstille kann ich für uns alle beten, die wir es so

bitter nötig haben, für den Vater, für dich, für mich, daß uns vergeben werde, und für Aldo, daß er zur Ruhe und in den himmlischen Frieden komme“, so sprach meine Tochter, und ich fühlte, daß sie sich schon von allem Irdischen losgelöst hatte. Mein Bitten und Beschwören und Weinen halfen nichts. Sie war in dieser kurzen Zeit ein ganz anderer Mensch geworden, um viele Jahre älter, unerbittlich und fast hart. Und so ging sie von mir in das Kloster Sacro Cuore nach Bologna. Und das war bitterer, als wenn sie auch gestorben wäre.

Meine einzige Hoffnung war, daß sie nach den Novizaten Jahren wieder zu mir zurückkehren werde. Nie habe ich zur Madonna und zu allen unsern Heiligen flehentlich gebetet, wie in jener Zeit. Doch sie gaben mir mein Kind nicht zurück. Es nahm den Schleier und ist jetzt ganz losgelöst von mir und für die Welt gestorben. Ich zog auch nach Bologna, um doch wenigstens in der Nähe meines Kindes zu sein, das Einzige, was mir geblieben ist.“

So hatte mir an jenem Nachmittag die arme Frau den grenzenlosen Schmerz ihres Mutterherzens anvertraut. Jetzt wußte ich den so unsäglich trostlosen Ausdruck in ihren Augen zu deuten.

Ganz erschüttert ging ich von ihr weg. Ich achtete mich kaum der wunderbaren Frühlingswelt, als ich durch die schönen Stadtanlagen schritt, und das goldene Abendlicht, das Bäume und Dächer und Gassen wundersam verklärte, vermochte nicht, mein Herz zu erfüllen heute und zu erfreuen wie sonst immer.

Zimmer wieder mußte ich an die arme Mutter denken. Wie viel besser wäre es doch für sie, wenn sie das Grab ihrer Tochter besuchen könnte, statt sie täglich selbst zu sehen in der Klosterkirche! So konnte doch ihre Wunde nie zuheilen.

Immer wieder neu wurde sie aufgerissen, wenn sie Giuliana so nahe bei sich sah und sie doch welkenfernt voneinander getrennt waren; wenn sie ihre süße, reine Stimme im Abendsegen vernahm und doch wußte, daß diese nie mehr für die Mutter selbst erklingen werde.

Nein, meine arme Freundin durfte sich nicht immer weiter selbst so unbarmherzig quälen. Ich mußte suchen, sie vom tagtäglichen Besuch des Klosterkirchleins abzubringen.

Und so fing ich an, sie zu bitten, mich hierhin oder dorthin zu begleiten. Sie durchschaute mich und sagte: „Nein, nein, das ist das Einzige noch, was mir auf Erden bleibt. Wenn ich mein Kind auch nicht mehr haben darf, so kann ich wenigstens seine Gestalt noch sehen.“

Ob sie nicht daran denke, wagte ich einzuwenden, daß sie damit nicht nur sich selbst unerträglich plage, sondern auch ihre Tochter. Wenn Giuliana wisse, daß ihre Mutter jeden Tag ihr Herz aufs neue durchbohren lasse, so leide sie sicher selbst auch bitterlich darunter und könne so den ersehnten Frieden nie und nimmer finden. Das Beste, das sie für sich und ihr Kind tun könne, sei gewiß um den wahren Frieden zu kämpfen und zu beten.

Wie freute ich mich, als ich bald darauf dann doch bemerkte, daß Frau De Gregori meinen Rat zu befolgen suchte. Wohl war es ihr noch sehr schwer, doch der Anfang war wenigstens gemacht.

Eines Sonntagvormittags begleitete sie mich sogar in unsere protestantische Kirche. Ich hoffte, die Predigt, die unsern Herzen immer Kraft und Freude und Trost gab, werde heute ihre Wirkung auch auf diese arme Seele nicht verfehlen.

Und ich hatte mich nicht getäuscht. Als hätte der Pfarrer geahnt, daß heute ein wundres Menschenherz so sehr nach Labung schmachte, hatte er als Text seiner Predigt gewählt:

„Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“

Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“

Mir war's, als fühlte ich selbst, wie die schönen, so herrlichen Trost und ersehnten Frieden verheißenden Worte des Evangeliums wie Del und Balsam in das zerstochene Herz der armen Frau neben mir hineinquillten. Und dann, als am Schluß die ganze Gemeinde aufstand und das liebe alte Glaubenslied „So nimm denn meine Hände“ voll freudiger Zuversicht sang, da brachen erlösende Tränen aus ihren Augen und mit zuckenden Lippen wiederholte sie leise das Ende des Liedes:

„Con te non ho timore:
Mi guida Tu,
Avvinci questo core
A te, Gesù!“

* * *

Dieser Sonntag hatte ein Licht in die armen Augen gezaubert, das ich vorher nie darin gesehen hatte.

Bald darauf fuhren wir eines Tages aus der Stadt hinaus, um einen Ausflug auf einen nahen Hügel zu machen. Wir wanderten abseits von der heißen, staubigen Landstraße — denn es war schon Ende April — auf einem einsamen Wege unserem Ziele zu.

Links und rechts war dieser Weg eingezäunt von Schlehdornhecken. Und diese Hecken blühten eben in ihrem wunderbar feinen weißen Kleide. So weit wir sehen konnten: weiß, weiß, alles weiß!

Beglückt und ganz ergriffen von dieser reinen Schönheit, wanderten wir schweigend durch den Silberblütenweg. Dem Himmel zu, schien mir.

Und darüber flutete das goldne Sonnenlicht, wölbte sich in wunderbarer Bläue der Frühlingshimmel.

Oben angelangt, setzten wir uns unter einen schattigen Feigenbaum, um auszuruhen von der Wanderung.

Auf dem Hügel gegenüber glänzte hell und freundlich inmitten ernster, dunkler Zypressen die Madonna di San Luca.

„Kennen Sie die Geschichte des Marienbildes dort drüben?“, unterbrach plötzlich meine Begleiterin das Schweigen.

Ja, ich wußte, daß die Legende erzählt, das Bild sei nach des Heilandes Mutter selbst gemalt — das einzige Originalbildnis überhaupt, das es von Maria gebe —, und zwar von niemand anders als vom Evangelisten Lukas.

Ich hatte das einfache, anspruchslose Bild schon mehr als nur einmal gesehen, und es hatte einen großen Eindruck auf mich gemacht. Es zeigt nicht das hold lächelnde Muttergesicht — trotz des Jesuskindleins im Arm —, wie man gewöhnlich sieht, sondern ein schlichtes, unendlich ernstes Antlitz, das ganz gut einer Judenfrau aus dem Volke gehören könnte.

Ich wußte, daß dieses Madonnenbild das liebste der Bologneser ist, daß die Madonna des Lukas noch helfen kann, wenn sonst niemand mehr es kann.

„Wie oft bin auch ich dort hinauf gepilgert, morgens schon ganz früh“, sagte leise Frau De Gregori, „um die Muttergottes anzusehen, mir mein einziges Kind doch zu lassen. Aber wenn sie sonst auch allen andern Menschen half, mir wollte oder konnte sie nicht helfen.“

Nach einer langen Pause fuhr sie weiter: „Doch glaube ich jetzt selbst, daß mir damals das rechte Gottvertrauen eben fehlte.“

„Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen“ hörte ich ja erst gestern so schön und trostverheißend in Ihrer Kirche. (Seit jener ersten Predigt begleitete mich Frau De Gregori nun gern und oft in unser kleines Gotteshaus.) Sie hatten recht: seitdem ich nicht mehr Tag für Tag in die Klosterkirche gehe, bin ich ruhiger und getrofter geworden.

Ich weiß ja, daß mein Kind gut aufgehoben ist. Warum soll ich ihm nicht den Frieden gönnen, den es dort errungen und in der Welt niemals gefunden hätte? Wie manche Mutter muß ihr Kind auf andere Art verlieren, die noch viel schrecklicher ist! — Und einmal gibt es ja auch für uns ein Wiedersehen, und alle irdische Schuld wird getilgt sein. Das ist jetzt mein Trost und meine Hoffnung.“

Ihr Blick schweifte sehnüchlich über die unendliche Ebene unter uns, die sich unter dem blauen Frühlingschleier in alle Ewigkeit zu verlieren schien. Silberflüsse zogen durch das Land. Kuppeln und Türme von fernen Domen blinkten auf im Sonnenlicht. Kein Ton der Welt drang in unsere Einsamkeit empor.

Schon lange wollte ich Frau De Gregori einen Vorschlag machen, doch schien es mir immer noch zu früh. Jetzt aber in der großen Stille hier oben und nach ihren ruhigen Worten glaubte ich, es wagen zu dürfen. Und so ging ich mutig und ohne Umschweife auf mein Ziel los.

Ob sie nicht ein Kind aufnehmen möchte, fragte ich sie, das ihr einsames Leben mit Jugend und Frohsinn erfüllen würde?

„Nein, nein,“ wehrte sie ab, „ich bin zu alt und still geworden, um einem kleinen Kind zu sein, was es nötig hat. Ich könnte mich nicht mehr dazu gewöhnen.“

So meine ich es nicht, warf ich eifrig ein, ich denke an ein größeres Kind, an ein Töchterlein, mit dem sie schon vernünftig reden könnte. Und dann erzählte ich ihr von der Christbaumfeier bei den ausgesetzten und elternlosen Kindern in der Maternità, zu der ich vergangene Weihnacht eingeladen war, wie dieselbe einen schmerzlichen Eindruck auf mich gemacht und mich nachträglich auf diesen Gedanken gebracht habe.

(Schluß folgt.)